

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Der Postheiri : illustrierte Blätter für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl**

Band (Jahr): **9 (1853)**

Heft 2

PDF erstellt am: **16.08.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Postbote

Henny soit qui  
mal y pense



9. Bd.

N<sup>o</sup> 2.

## Illustrirte Blätter

für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl.

### Neue Märchen für Häfelischüler.

#### 1. Die beiden Hosentnöpfe.

Es waren einmal zwei beinerne Hosentnöpfe, ein schwarzer und ein weißer, die in der Lade eines Schneiders beisammen lagen. Da sie nichts Besseres zu thun hatten, zankten sie gewöhnlich miteinander. Der schwarze Hosentnopf sagte zum weißen: „ich schäme mich eigentlich neben dir zu liegen; ein weißer Nopf bringt es seiner Lebtag nie dazu, an ein anständiges Paar Tuchhosen zu kommen, sondern schickt sich höchstens zu Halblein und Zwillich.“ Der weiße Nopf blieb aber nichts herauschuldig, sondern schalt den schwarzen einen Zopf und Aristokraten, welcher nur deshalb den Kopf so hoch trage, weil er früher einmal an dem Laß eines Rathsherrn angestellt gewesen sei. Wenn einmal abgestimmt würde, so könne man dann sehen, wer das Mehr habe, die weißen oder die schwarzen Nöpfe.

Da ergriff eines Tages der Schneider die beiden Hosentnöpfe und nähte sie ohne Rücksicht auf ihre Farbe nebeneinander an das nämliche Paar. An den weißen wurde der linke Hosenträger geknüpft, an den schwarzen der rechte. Nun ging der Zank erst recht an. Jeder behauptete, der andere ziehe zu sehr nach seiner Seite.

Der schwarze Nopf hatte eine vornehme und einflussreiche Bekanntschaft, nämlich die große Scheere des Schneiders. Als die Hosen wieder einmal nach der Werkstatt kamen, um sich von einer bei einem Ehrenhandel erhaltenen Wunde heil-

len zu lassen, nahm der schwarze Nopf die Scheere bei Seite und flüsterte ihr zu: „Geben Sie doch gefälligst dem weißen Schreier da drüben einen Zwick, daß er abfällt; es ist nicht wegen mir, sondern im Interesse der Hosen, die aus seiner Schuld stets krumm sitzen.“ — Die Scheere, welche nichts lieber that, als schneiden, ließ sich nicht zweimal bitten, sondern versetzte unversehens dem weißen Nopf einen herzhaften Zwick.

Derselbe war indessen auch nicht müßig gewesen, sondern knüpfte mit dem Taschenmesser, welches im linken Hosensack seinen gewöhnlichen Aufenthalt hatte, geheime Verbindungen an, und beschwor es, dem schwarzen Borrechtler den Faden durchzuschneiden, wozu das Messer aus angeborener Mordlust gern erbötig war.

Nun hing jeder der beiden Nöpfe nur noch an einem dünnen Fädchen. Und es geschah, daß der Mann, welcher die Hosen trug, als er sich einmal auf der Gasse befand, sich bücken mußte; da wurden beide Nöpfe miteinander abgesprengt; der Mann war genöthigt, um Scandal zu vermeiden, seine Hosen in beide Hände zu nehmen und sich eilig nach Hause flüchten.

Die beiden Hosentnöpfe aber fielen in eine Pfütze und gingen darin elendiglich zu Grunde.

#### 2. Das hochmüthige Futtertuch.

In einem Ellenwaarengeschäft lebte still und zufrieden ein Stück graues Futtertuch. Es waren

ihrer vierundzwanzig Ellen, alle ein Herz und eine Seele und hatten geschworen, durchs ganze Leben fest aneinander zu halten. Aber die rauhe Hand des Krämers, der kein Futtertuch zu widerstehen vermag, riß sie gewaltsam auseinander.

Ein Fezzen wurde Regenschirmsfutteral, einen andern traf das bescheidene Loos, Unterfutter einer Weste zu werden. Einen dritten machte das Schicksal zu einem Paar Schreibärmel. Der vierte widmete sich dem Staatsdienst und da er eine Base hatte, welche als Unterröck beim Kammermädchen eines Rathsherrn in Diensten stand und also großen geheimen Einfluß besaß, so brachte er es durch besondere Protection dahin, Futteral des silbernen Knopfes des Stabs zu werden, welchen der Rathswibel bei besonders feierlichen Gelegenheiten in der Hand trägt. Da bemächtigte sich arger Stolz des Futtertuchs; es verläugnete seine Familie, behauptete von englischer Leinwand abzustammen und sah seine Geschwister, das Parapluifutteral und das Westenunterfutter mit großer Geringschätzung über die Achsel an. Höchstens die Schreibärmel anerkannte es noch, als zu seiner Verwandtschaft gehörend, da dieselben ebenfalls im Staatsdienst standen, als Kanzlisten. Mit Base Unterröckchen sogar mochte es nur noch insgeheim Umgang pflegen, um in der cronique scandaleuse auf dem Laufenden zu bleiben. Am liebsten ging das silberne Stockknopffutteral mit dem

Weibelsmantel um, der sich sehr breit zu machen wußte und Aller Augen auf sich zog, wenn er ausging, — und dann auch noch mit der Urne von Pappdeckel, in welcher bei Wahlen die Stimmzettel gesammelt werden. Mit letzterer unterhielt es sich besonders gern über höhere Politik, da dieselbe in alle Staatsgeheimnisse und diplomatische Combinationen eingeweiht war.

Aber nach und nach wurde das Stockknopffutteral alt und abgenützt. Es gab wieder viel Futtertuch, welches gern in den Staatsdienst gekommen wäre, das wußte den Rathswibel für sich zu gewinnen. Auch hatte Base Unterröckchen ein großes Loch bekommen und war vom Plaz gejagt worden. So kam es, daß das silberne Stockknopffutteral endlich auch abberufen wurde. Einige Zeit lang fristete es dann noch seine kümmerlichen Tage als Federwisch; schließlich wurde es aber zu andern Lappen geworfen und dem Lumpensammler überliefert.

Es seufzte viel über den Undank der Republik und beschwerte sich sehr, mit Krethi und Plethi in den nämlichen Sack geworfen worden zu sein. In einem Winkel des Sacks befand sich aber zufällig das Regenschirmsfutteral, welches ehemals mit dem stolzen Stockknopffutteral an einem Stücke gewesen war, das sprach: „Hochmuth kommt vor dem Fall; wir sind halt jetzt Alle Lumpen.“ — Und dabei blieb's.

### Wieder ein Fezzen aus Heinrichs Sackkalender.

Ich weiß nicht, wie es kam. Als ich im Dörsen zu Zug mein Kirschwasser getrunken hatte, wollte ich nach Zürich verreisen, um mich beim Bürgermeister Escher als Prof. extr. des Hufbeschlags an der künftigen eidg. Universität zu empfehlen; mein eidg. Colleague in Zug schob mich aber in den un-rechten Brieffack oder in den un-rechten Postwagen; item als ich erwachte, saß ich nicht vor dem Hotel Bauer, sondern wieder im alten Jesuitencollegium zu Luzern. Gesellte sich da gleich ein zarter Jüngling zu mir und fragte, ob ich die Merkwürdigkeiten der Stadt mir besehen wollte, den Löwen in Wyffers Gärtli mit dem nachgemachten Schweizergardisten, den Kesselthurm und das Läubli, wo man die Verganteten austrompetet. — „Hab das Alles schon gesehen.“ — „Nun so zeig ich Euch das neue Kallenbergl, extragebaut für die Fremden, weil es die Einheimischen unanständig finden, auf dem gleichen Plage mit den Fremden sich köpfen zu lassen. Oder wollen Sie das neue Gebäude sehen, das keinen Eingang, nur einen Ausgang hat,

und welches nach Beschluß des Stadtrathes nie zu Ende gebaut werden kann, wie der babilonische Thurm und das Straßburger Münster.“ — „Geht mich nichts an, bin weder Kopfi- noch Archi-tect.“ — „Aber unser neues Telegraphenbureau werden Sie doch mit einem Besuche beehren; ich meine nicht das eidgenössische, sondern das Privat-Telegraphenbureau, extra gestiftet pour les étrangers?“ — „Nun, was ist's denn mit diesem Bureau?“

Hier ist nun eine Lücke in Heinrichs Sackkalender. Doch heißt es, daß das quästionirliche Bureau bestehe und blühe. Ob die Gasse, worin es sich befindet, die nämliche ist, in welcher nach der Weissagung des Bruder Klaus einst Brombeeren- und Chrüseli-Stauden wachsen sollen, weiß Heinrich nicht, wenigstens will man seit Errichtung jenes Telegraphenbureau's schon oft Leute gesehen haben, die dort Brom- und andere Beeren „gwinnen“ wollten. Drei Apparate sind bereits aufgestellt, wahrhaft und nach französischer Manier ausgerüstet. Der Herr Inspector, der sein Etablis-

ment auf die Zeit des großen Freischießens gutournirt haben will, soll in Rapperschwyl und Uznacht zc. über Erwerbung neuer, noch besserer Apparate unterhandeln.

Ein Vorzug dieses Apparates vor den eidgenössischen besteht darin, daß Tag und Nacht telegraphirt werden kann und jeder selber seine Depesche telegraphiren muß, wobei garantirt wird, daß die Depesche, force majeure vorbehalten, sicher an Ort und Stelle gelangt. Ob man viel oder wenig Worte beim Telegraphiren mache, ändert an den Preisen nichts; diese werden wie beim Billardspielen bloß nach dem Unterschiede von Tag oder Nacht und nach der Länge der Zeit, während welcher man telegraphirt, berechnet.

Einstweilen soll man in Luzern fleißig telegraphiren, damit die Apparate, wenn die Eidgenossen im Sommer zum Schießen zusammenkommen, tüchtig in Gang und Saft seien und gehörig spielen, eine zarte Aufmerksamkeit, die nicht genug geschätzt werden könnte.

Wollte mir dann vom Collega Postlunzi die Stelle zeigen lassen, wo der Bahnhof hinkommen solle; der aber sagte, seine sociale Stellung gebiete ihm, in dieser delicaten Frage neutral zu bleiben, und er wolle sich nicht durch eine Handlung com-

promittiren, aus der man schließen könnte, daß er für die Vorderreußen oder Hinterreußen Partei genommen. Zur Entschädigung führte er mich in ein Bierhaus, in welchem die Luzerner schon morgens früh Käsekuchen frühstückten. Kam da in einen argen Handel. Ein wohlgenährter Mann, nach seinem guten Appetite zu schließen, ein Staatsangestellter, schimpfte scharf über die Eidgenossen, daß sie keinen Luzerner in den Bundesrath und nur einen in den Generalstab aufgenommen. Saß aber einer neben mir, der sagte mir ins Ohr: „Braucht sich da viel zu schimpfen; wenn sie ja nur einen in die Regierung wählen wollen, haben sie die größte Mühe, einen Mann zu finden; sollten uns nun die Eidgenossen „no der Chüng us eusem Riesnä, wie chönt me denn no bi üs cheigle. Und in Luzern mußten sie sogar einen Zuger nehmen, um das Brandcorps zu commandiren, obschon man hier täglich Gelegenheit hat, sich in und bei Bränden zu exerciren, wo sollte denn das Holz herkommen zu einem Stück in den eidg. General-Staff?“ — „Sezen Sie aber das nicht in den Postheiri“, fügte er bei, als mein Collega Lunzi mich ihm zu erkennen gab. Heinrich hat natürlich nicht gezaudert, Wort zu halten.

### Ein Vorschlag in Güte.

Schon lange erwartet Heinrich, für seine Verdienste um das Vaterland mit einem eidg. Douceur bedacht zu werden. Legthin hörte er, daß der Kriegsminister alle Häuser, Speicher und Schweineställe in der Eidgenossenschaft zählen lassen wolle, zur Aufrechthaltung der Neutralität in Kriegszeiten. „Das ist gewiß ein Pöschchen für dich“, dachte Heinrich; „denn du bist unparteiisch, weil du kein Haus hast, als das Posthaus und täglich Gelegenheit hast, dich im Zählen von 1 bis 100 zu üben. Allein es war nichts. — Da hörte er wieder, wie einer in der ganzen Eidgenossenschaft herumreisen müsse, um in alle telegraphischen Apparate zu gucken und zu blasen. „Der Posten gehört dir,

dem Doyen der eidg. Briefträger, von Rechts wegen.“ Allein es war wieder nichts; ein Schwabe erhielt diese innere Mission, und doch ist Heinrich auch 40 Jahre alt. Da Niemand an Heinrich zu denken scheint, so producirt er sich selber und ungeheißt, und verlangt, daß man ihm den Auftrag gebe, die Brieffsäcke, Knöpfe und rothen Umschlagsfragen sämmtlicher eidg. Briefträger zu inspirciren und darüber ein Majoritäts- und ein Minoritäts-Gutachten, jedes von mindestens 20 Bogen abzufassen. Die beiden Denkschriften sollen fertig sein 14 Tage, nachdem das Justizdepartement seinen Bericht über das Muzzopotamische Preßgesetz wird eingereicht haben.

### Gespräche aus der Gegenwart.

Dreier: Weißt du, was die Aargauer mit dem Matter anfangen wollen, wenn sie ihn wieder erwischen?

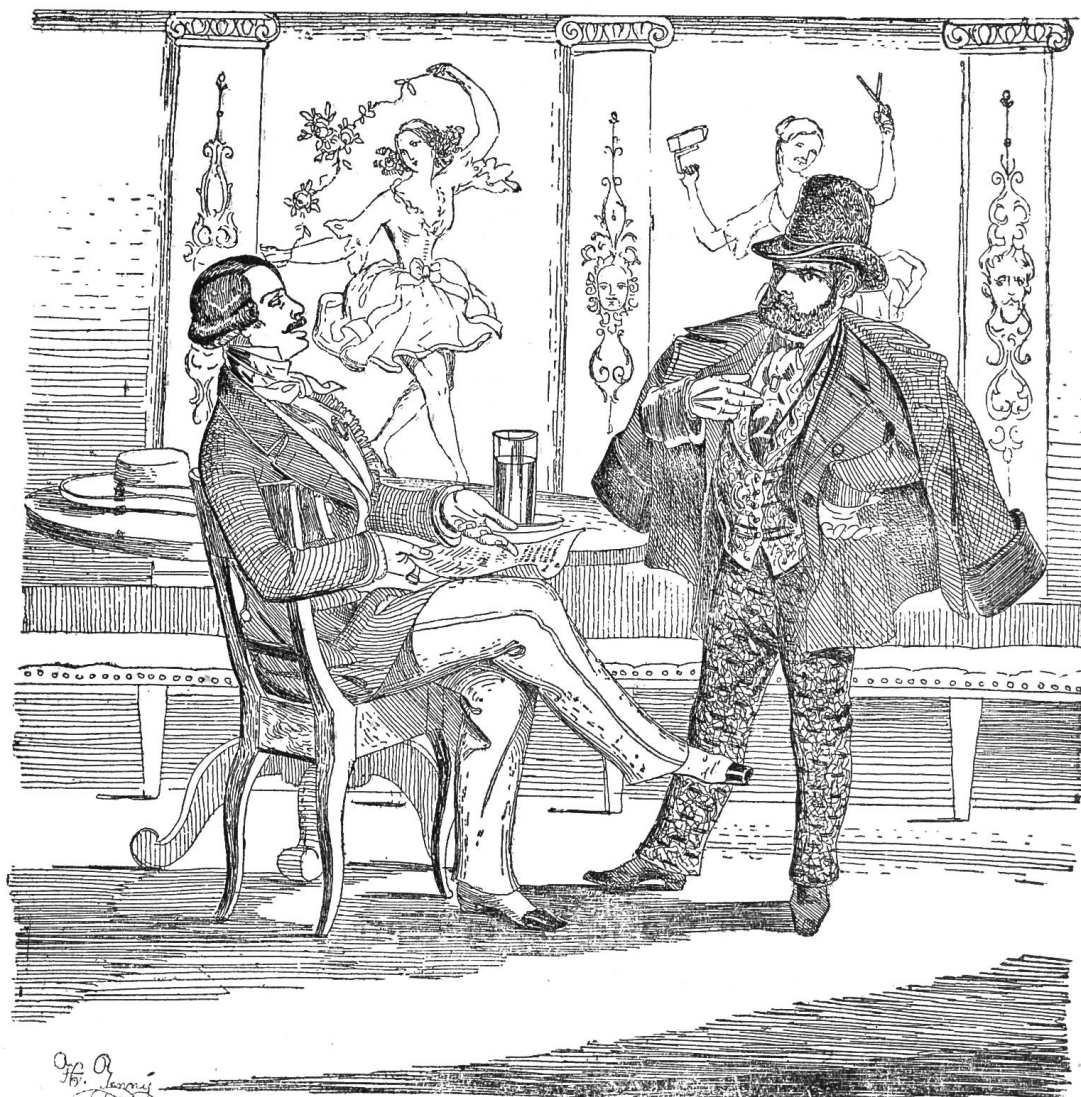
Meier: Ich denke, sie werden ihn wegen seiner Virtuosität im Durchbrechen zum Oberingenieur des Bözberg-Tunnels ernennen.

Dreier: Gefeht! Die Regierung läßt ihm ihre zweifelhaften Anträge an den Großen Rath auf den Rücken brennen. Dann ist ihr Durchgehen jedenfalls gesichert.

Dreier: Weißt du, warum gerade jener Mann den Antrag auf Festsetzung des Revisionsmodus der Bundesverfassung gestellt hat?

Meier: Ja. Ein Schweizer hätte es nicht übers Herz gebracht, darum mußte es ein Elsässer thun.

## Zwei, die sich fühlen.



Tanzmeister: Wissen Sie, daß die preussische Regierung alle ihre Untertanen, die in der Schweiz in Arbeit stehen, nach Hause zurückruft.

Schneider: Was geht das uns beide an; Sie sind Künstler und ich bin Artiste.

**Briefkasten.** F. B. in M. Gratias! Ihre Grüße haben wir ausgerichtet. — R. in S. Zu lokal. — Foggel und Hans in L. Non capisco! — An den Anonymus mit dem Postzeichen Luzern: Non capisco. — An H. M. in P. Die Einsendung ist zu lang, wollen sehen, was wir daraus machen können. — An S. St. in S. Wir kennen den Jüngling, werden ihn seiner Zeit in Arbeit nehmen, aber in anderer Form. — An B. S. B. in L. Empfehlen uns für fernere Zusendungen; unser Hobel steht stets zu Diensten. — An L. in D. Die Früchte Ihres Geistes, die nicht zu saftig waren, sind von uns gepflückt worden. — An H. in L. Sie werden Ihre Spuren in der heutigen Nummer finden.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen (in Solothurn und Bern [Spitalgasse Nr. 138] bei **Jent & Gasmann**, in Olten bei **J. Michel**, in Biel bei **W. Boltschauer**) zu haben:

## Illustrierter Kalender für 1853.

Jahrbuch der Ereignisse,

Bestrebungen und Fortschritte im Völklerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe.

Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, Portraits und musikalischen Compositionen.

Preis 4 Franken.

Leipzig.

J. J. Weber.

Verlag von **Jent & Gasmann**. — Solothurn. — Druck von **J. Gasmann, Sohn**.